

Ruth Großmaß

Die Umarbeitung der Institution Universität in eine Lebenswelt – Beratung als individueller Vernetzungsprozess

(Vortrag dgvt-Kongress 3.3. 2008 Berlin)

Vorbemerkung

Aus einer vergleichenden Perspektive betrachtet weist die Beratung an Hochschulen gegenüber anderen Beratungsfeldern einige Besonderheiten auf, aus denen sich einerseits die Spezifika gerade dieser Fachrichtung ergeben, die aber zugleich auch besonders günstige Erkenntnismöglichkeiten für Phänomene von weiter reichendem Interesse bieten. Die wichtigsten dieser Merkmale seien vorweg in Erinnerung gerufen:

- Hochschulberatung bewegt sich im *Überschneidungsbereich von Wissenschaft und (Aus-)Bildung*: Die Universität als Großorganisation mit der Funktion, Wissenschaft und akademische Ausbildung zu produzieren, ist mit einer hohen Informationsdichte und mit großer Dynamik zugleich verbunden.¹ Damit kann sie als prototypisch betrachtet werden für die gesellschaftlichen Bedingungen des 21. Jhs – je nach theoretischer Position als Spätmoderne, Postmoderne oder zweite Moderne² bezeichnet. Beratung an Universitäten hilft den Studierenden dabei, sich in dieser Informationsdichte mit ihrer Dynamik zurechtzufinden und damit/ darin ihr Leben zu organisieren.
- Jede Hochschule stellt zudem einen (von ihrer sozialen Umwelt) *deutlich abgegrenzten sozialen Raum* mit eigener Versorgungsstruktur dar, der entsprechend klar zu beschreiben ist und auf den bezogen Beratung stattfindet. Zwar hat jede Universität eine von ihrer Geschichte und der (Universitäts-)Stadt geprägte eigene Atmosphäre – in den städtischen Raum hineinreichende Universitäten wie Münster oder Köln unterscheiden sich deutlich von den Innenstädten vorgelagerten Campus-Universitäten – dennoch lässt sich die Grenze zwischen kommunalem und universitärem Leben immer ganz genau bestimmen.³
- Die *Population*, die an Universitäten zu finden ist, kann in ihrer sozialen Zusammensetzung – verglichen mit anderen gesellschaftlichen Bereichen, in denen Beratung eine Rolle spielt – als relativ homogen beschrieben werden. Und dies obwohl die vorhandenen Differenzen (Gender/ Kultur/ familiale Ressourcen) große Auswirkungen haben. Als (Aus-)Bildungsinstitution hat die Universität zudem ein eigenes *Generationsgefüge* – Aus Jahrgangskohorten geformte peer-groups entwickeln im Rahmen

¹ Diese Sicht auf Beratung basiert auf einer soziologischen Analyse, die an anderer Stelle genauer ausgeführt ist. Vgl. Großmaß (2006): Psychosoziale Beratung im Spiegel soziologischer Theorien, in: zfs Jg. 35, Heft 6, 485-505.

² Der im Folgenden weiter verwendete Begriff „zweite Moderne“ wird hier nicht in theoretischer Abgrenzung zu anderen begrifflichen Fassungen des gemeinten historischen Phänomens verwendet. Ob von „zweiter Moderne“, von „Postmoderne“ oder vom „Modernisierungsschub der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ die Rede ist, immer sind die Effekte von Veränderungen im Verhältnis des Individuums zum Sozialen gemeint, die Jean-Claude Kaufmann als „Abkopplung (der sozialen Rollen) vom institutionellen Programm“ beschrieben hat. (Kaufmann (2005): Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identität. Konstanz: uvk; S.69). Und nur dieser Aspekt ist in hier vorgetragenen Überlegungen von Bedeutung.

³ Dies ist auf den überregionalen Charakter universitärer Ausbildung und dem universalen Charakter von Wissenschaft zurückzuführen, der sich (unter den deutschen Bedingungen des Föderalismus) politisch darin ausdrückt, dass Forschung und akademische Lehre Länderangelegenheiten sind, die sich kaum mit kommunalen Aufgaben mischen.

der universitären Kultur akademische Generationen.⁴ Mit jedem Studienjahrsbeginn treten daher Newcomer in die Universität ein, die hauptsächlich einer Jahrgangskohorte angehören (der letzte und vorletzte Abiturjahrgang) und ein vergleichbares Bildungsniveau mitbringen. Auf Grund der damit gegebenen relativen Homogenität der Gruppe der Anfänger sind Orientierungsprobleme und deren Bewältigung daher (trotz der Dynamik der Institution) gut zu erkennen und zu beschreiben.

These: Beratung als Ressource zur Herstellung von Lebenswelt

Aus diesen Merkmalen ergeben sich einige Spezifika der Hochschulberatung, die nicht auf andere Beratungsfelder übertragen werden können; gleichzeitig ermöglichen sie aber auch einiges etwas genauer zu beobachten, das auch für andere Beratungsfelder von Bedeutung ist. Einen dieser Aspekte möchte ich heute herausgreifen und zumindest cursorisch analysieren: das Verhältnis von Beratung zu dem, was im Fachdiskurs als „Lebenswelt“⁵ bezeichnet wird. Im Fokus meiner Überlegungen steht dabei nicht das oft formulierte Gebot, Beratung und insbesondere ressourcenorientierte Beratung solle immer einen Bezug zur Lebenswelt der Klient/inn/en herstellen. Im Mittelpunkt meines Interesses heute steht vielmehr die Frage: Was trägt Beratung zur *Herstellung* von Lebenswelt bei?

Antworten möchte ich mit einer These, die ich an Hand einer Fallgeschichte erläutern werde. Meine These lautet: Unter den Lebensbedingungen der zweiten Moderne – Individualisierung, Mobilität, Identitätsarbeit, Auflösung traditioneller Beziehungsmuster seien als Stichworte genannt – kann auch Lebenswelt nicht mehr als quasi-natürlich gegebenes Gefüge sozialer Beziehungen und Ressourcen vorausgesetzt werden. „Lebenswelt“ umschreibt ja kein objektiv auffindbares und für alle sich darin bewegenden Menschen gleichermaßen vorhandenes kulturelles und soziales Netzwerk, sondern „Lebenswelt“ bezeichnet die individuellen Bezugnahmen auf solche Gegebenheiten, deren Besetzung mit Sinn, Emotionen, Werthaltungen und eigener Gestaltungsbereitschaft.⁶ Dies ist ein aktiver Prozess. Lebenswelt *herzustellen*, wird bei zunehmender Individualisierung daher auch eine zunehmend individuell zu erbringende Leistung. Beratungsprozesse können dabei zu einer wichtigen Ressource werden. Dies lässt sich an der Universität besonders gut beobachten und aufzeigen. Die auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen erlebbare Diffusität der sozialen Welt ist für Studierende eine strukturell gegebene, denn die Universität ist für die Anfänger als sozialer Raum nicht vorhanden, sie ist zunächst einmal nur eine Organisation, die eine (Aus-)Bildungsetappe anbietet und zu der man in ein bürokratisches Verhältnis tritt: Bewerbungsverfahren regeln den Zugang, Einschreibordnungen und –gebühren die Zugehörigkeit, Studiengangsordnungen den Studienablauf.

Gegen Ende des Studiums – dies gilt auch für die inzwischen angebrochenen B.A.-Zeiten – stellen dann manche der Studierenden zu ihrer eigenen Überraschung fest, die Universität sei eine (zugegebener Maßen merkwürdige) Art von „Zuhause“ geworden. Eine wichtige biografische Phase ist mit ihr verbunden, Beziehungen, soziale Netze, Versorgungsgewohnheiten

⁴ Auch die Tatsache, dass der Abstand zwischen den sich voneinander abgrenzenden akademischen Generationen (bis in die 1960er Jahre hinein betrug der Abstand ca. 15 Jahre; in den 1980er/ 1990er Jahren waren es etwa 10 Jahre; heute geht man von etwa 8 Jahren aus) kleiner wird, ist ein Hinweis auf zunehmende Beschleunigung in der Entwicklungsdynamik von Hochschulen.

⁵Vgl. Thiersch, Hans (1992): Lebensweltorientierte soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. Weinheim/München: juvena

⁶ Genau hierin liegt neben der unterschiedlichen Nähe der Studierenden zur akademischen „illusio“ ein wichtiges Terrain für die Ausdifferenzierung von Studienverläufen und Erfolgchancen: In der Besetzung von Tätigkeiten und Orten mit Sinn, Emotionen, Werthaltungen und Gestaltungsbereitschaft werden die unterschiedlichen Habitus wirksam. Die Möglichkeiten, die man aufgreift um ein individuelles Leben am Hochschulort zu entfalten, gehören zu Tätigkeiten und Seinsweisen, die leicht fallen und die in der bisherigen Sozialisation entwickelten Habitus-Formen weiter entfalten. Vgl. Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen – Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt: Suhrkamp; 193 ff.

sind entstanden – die Institution hat sich in eine Lebenswelt verwandelt. Dieser Prozess erscheint allerdings nur im Nachhinein als etwas, das nebenbei geschieht; er bedarf insbesondere zu Studienbeginn der Anstrengung, er erfolgt selten ohne Konflikte, Krisen und individuell zu erbringende Sozialisationsleistungen und er führt trotz (oder gerade wegen) der relativen Homogenität der Studierendenpopulation zu unterschiedlichen Ergebnissen: Wenn Studierende des höheren Semesters „ihre“ Lebenswelt beschreiben, werden unterschiedliche Welten sichtbar.⁷

Wie der Prozess der Umarbeitung einer Institution in eine Lebenswelt vor sich geht, soll im Folgenden an einer Fallgeschichte verdeutlicht werden:

Fallskizze:

Ein Student – nennen wir ihn Julian – bittet in der offenen Sprechzeit der Beratungsstelle um einen Gesprächstermin, es gehe um etwas Persönliches, das aber mit dem Studium zusammenhänge. Im Erstgespräch ergeben sich folgende Daten, die seine Situation kennzeichnen: Julian studiert Chemie (in einem 6-semstrigen Studiengang), er ist neu am Hochschulort, wohnt im Studentenwohnheim und befindet sich am Ende seines ersten Studienjahres. Im ersten Semester sei alles ganz gut gelaufen, berichtet er. Das Studium sei anstrengend, aber interessant, am Wochenende sei er häufig in den 200 km entfernten Heimatort gefahren, habe sich dort erholt und Freunde getroffen. Aber seit ungefähr zwei Monaten fühle er sich schlecht und inaktiv – er gehe zwar nach wie vor regelmäßig in die Lehrveranstaltungen, so richtig Spaß aber mache das alles nicht mehr.

Es schließt sich ein explorierendes Gespräch über Julians Lebenssituation an, über Julians Wochenverlauf, die Länge und Struktur seiner Arbeitswoche, über seine Freizeitgestaltung und seine sozialen Kontakte wird gesprochen. Deutlich wird in dieser dialogischen Klärung, dass Julian am Hochschulort noch nicht richtig „Fuß gefasst“ hat. Außer Treffen in der Mensa hat er nur wenig Kontakt mit anderen Studierenden. Er schätzt das Kino-Angebot am Ort und schaut sich immer mal wieder einen interessanten Film an – ansonsten ist sein Leben vom Studium ausgefüllt; der Studiengang hat eine hohe Präsenzstundenzahl und, so Julians Einschätzung, „Wenn ich nicht einigermaßen regelmäßig die Dinge nacharbeite, schaffe ich die Klausuren nicht“. Aus diesem Grunde ist er im zweiten Semester auch seltener „nach Hause“ gefahren.

In diesem ersten Gespräch gelingt es relativ schnell sich darauf zu verständigen, welches Problem Julian belastet: sein Leben ist sehr anstrengend und dabei gleichzeitig zu eintönig geworden – „irgendwie langweilig“. Julian stellt mit einer gewissen Hilflosigkeit fest: „Es hat sich im Alltag nichts ergeben, keine interessanten neuen Kontakte, nichts wirklich Spannendes.“ Das Beratungsgespräch knüpft an Julians Ausdruck „sich ergeben“ an. So hatte er seine bisherigen Beziehungen, Hobbys und Interessen wahrgenommen: Sie hatten sich „ergeben“ – in der Schule, im Sportverein, im Jugendclub. Die Universität erscheint ihm demgegenüber unlebendig. Die Beraterin verweist darauf, dass es auch am Hochschulort kulturelles und soziales Leben gibt. Sie erzählt von den Fachschaften, Diskussionsveranstaltungen und Vorträgen an den Fakultäten, von Partys und Sportveranstaltungen sowie von anderen selbstver-

⁷ Wir finden heute sehr unterschiedliche Integrationstypen: Da gibt es die Studierenden, die am Heimatort ein Studium aufgenommen haben, den Studienort nie wechseln und ihre bisherigen Lebensformen und –beziehungen so weiter entwickeln, dass sie mit dem Studium zu verbinden sind. Da gibt es Studierende (häufig bei Migrationshintergrund), die zwei Lebenswelten individuell verknüpfen, indem sie zu unterschiedlichen Zeiten und an unterschiedlichen Orten zwei verschiedene Lebensstile realisieren: die Anforderungen und Unterstützungsleistungen der Herkunftsfamilie und die Gepflogenheiten der studentischen Kultur. Da gibt es Studierende, die – unterstützt durch Fremdsprachenkurse, Praktika und Auslandsaufenthalte – die Studienzeit nutzen, um Lebensstile ihres zukünftigen Berufsfeldes zu erproben. Und schließlich gibt es auch Studierende, die sich mit der Universität als berufliches Terrain für Wissenschaftler/innen identifizieren. Aus jeder dieser Orientierung ergeben sich unterschiedliche lebensweltliche Verhältnisse zur Universität und zu dem durch sie bestimmten sozialen Raum.

ständig zum Rhythmus des Hochschuljahres gehörenden Gepflogenheiten. Und sie ermutigt Julian sich aktiv mit diesem Angebot auseinanderzusetzen und herauszufinden, wo er die für ihn persönlich richtigen Orte und Veranstaltungen finden kann. Am Ende des Gesprächs wird Julian mit einigen Broschüren über die Infrastruktur der Hochschule versorgt, ein neuer Gesprächstermin wird vereinbart, bis zu dem Julian die Broschüren durchsehen und zwei bis drei Angebote aussuchen wird, die ihn näher interessieren.

Auf diesen Erstkontakt folgen zwei Beratungsgespräche, in denen es vordergründig um das kulturelle Angebot der Hochschule geht, das Julian nicht wirklich anspricht, in denen aber immer wieder Verlustgefühle ausgedrückt und verarbeitet werden, die sich auf die selbstverständlich lebendige soziale Welt seiner Schülerzeit beziehen: Freundschaften, der Basketball-Verein, die attraktive Umgebung, in der Julian lange Spaziergänge gemacht hat, wenn es ihm mal nicht so gut ging. Am Ende dieses „Trauerns“ entscheidet sich Julian für zwei Angebote am Hochschulort, die er ausprobieren will: die Basketball-AG im Hochschulsport und den vom ASTA initiierten Filmclub. Verabredet wird ein weiteres Treffen nach sechs Wochen, bei dem die Erfahrungen, die Julian mit diesen neuen Schritten gemacht hat, reflektiert werden sollen.

Nach sechs Wochen berichtet Julian, dass er beides versucht hat: Der Filmclub hat sich als ein eher chaotisches Unternehmen erwiesen, bei dem er sich nicht engagieren möchte – zu den Vorführungen allerdings wird er auch in Zukunft gehen und er hat einen Studenten kennengelernt, der sich ähnlich „komisch“ gefühlt hat unter all diesen „Alternativ-Soziologen“. Sie haben verabredet regelmäßig gemeinsam das Programm-Kino der Stadt zu besuchen. Auch das Hochschulsport-Angebot ist für Julian nicht attraktiv: „Ich bin jetzt seit einem dreiviertel Jahr nicht mehr in meinem Verein aktiv und trotzdem war ich aus dem Stand schneller als die anderen – ich habe Basketball ja wirklich als Leistungssport betrieben, da kann ich mich nicht auf so'n bisschen Rumdribbeln einlassen. Was ich aber gemerkt habe, ist, dass es mir hinterher trotzdem besser ging. Mir fehlt einfach Bewegung und ich fange, glaube ich, wieder mit dem Joggen an ...“

An diesen Erfahrungsbericht schließt sich ein Gespräch darüber an, was Julian noch so alles fehlt und welche Möglichkeiten am Hochschulort bestehen, um die Lücken wenigstens ein wenig zu füllen. Deutlich wird, dass Julians Freundschaften sich auch „früher“ nicht einfach so ergeben haben. Mit seinem besten Freund hat er auch in der Schule kooperiert, gelegentlich haben sie auch nachmittags zusammen Klausuren vorbereitet. Es braucht einige Ermutigungen, bis Julian anerkennt, dass er auch hier an der Fakultät die Möglichkeit hätte, sich um entsprechende Arbeitsbeziehungen zu bemühen. Ein Gefühl von Beschämung oder Peinlichkeit ist für ihn damit verbunden, Beziehungen aktiv einzuleiten und zu intensivieren, weil er selbst bedürftig ist. Er fühlt sich lieber „gewählt“ und hatte die Tatsache, dass bisher keine neuen Bekanntschaften entstanden sind, je nach Stimmung darauf zurückgeführt, dass er halt für niemanden interessant sei oder dass die Uni eben zu groß und zu anonym ist.

Dieses Beratungsgespräch endet ohne eine neue Termin-Vereinbarung, aber mit der Möglichkeit verbunden, dass Julian sich wieder melden kann, wenn von seiner Seite Gesprächsbedarf besteht. Weitere Beratungsgespräche kommen jedoch nicht zustande. Stattdessen etabliert sich ein lockerer Email-Kontakt. Julian berichtet, dass er mit dem Joggen angefangen hat; er erzählt mit einigen Smilies kommentiert, dass er auf einen Mitstudenten aus dem Laborpraktikum in studiVZ gestoßen sei und es sehr merkwürdig gefunden hätte, ihn nicht anzusprechen; der sei ganz nett. Am Ende des Semesters teilt Julian mit, nun gehe es erst einmal nach Hause. Und in der Mitte des darauf folgenden Semesters kommt eine Email, in der es lapidar heißt: Es geht mir besser. Danke.

Analyse der Fallskizze:

Betrachtet man die Geschichte von Julian unter der hier aufgeworfenen Frage, dann fallen folgende Gesichtspunkte auf:

- Die am Heimatort gewachsenen lebensweltlichen Bezüge werden von Julian nicht als hergestellt, sondern als „irgendwie geworden“ erlebt. Dies mag man darauf zurückführen, dass Kindheit und Jugend ja in der Tat eher durch familiäre Strukturen und Elternaktivitäten vorgeformt sind. Diese gefühlte Inaktivität von Seiten der Individuen gilt jedoch auch für andere biografische Phasen – sie ist die Kehrseite der erlebten Naturwüchsigkeit und selbstverständlichen Gegebenheit von Lebenswelten.
- Die neue – zunächst fremde – soziale Welt Hochschule wird von Julian nicht als andere oder fremde soziale Welt wahrgenommen, sondern als sozial leer⁸. Das ist in dem Wahrnehmungsfokus begründet, über den sich Julian Kontinuität verschafft: Die Universität als Bildungsinstitution wird als Fortsetzung von Schule behandelt, als Ort des Lernens. Das persönliche soziale Leben wird von Julian außerhalb davon angesiedelt, er setzt zunächst die gewohnten Kontakte am Heimatort fort – mit dem Effekt, dass sein Sozialleben in dem Ausmaß schrumpft, in dem die Universität als Ort des Lernens mehr Zeit beansprucht.
- Im Universitätsbetrieb nicht als Person wahrgenommen und eingebunden zu werden, ist mit Kränkungen und Entwertungen (der eigenen Person bzw. der Universität) verbunden – Gefühle, mit denen Julian sich nicht aktiv auseinandersetzt, sondern die er zu übergehen versucht. Dass man sich um sein Sozialleben aktiv kümmern muss, ist keine Selbstverständlichkeit und wird auch nicht als „riskante Freiheit“⁹ erlebt, sondern als Zumutung und persönliches Defizit.
- Es bedarf der Beratungsbeziehung (als eines Kommunikationskontextes, in dem die Person mit ihrem individuellen Befinden wahrgenommen wird), um Julians Gefühlen, Bedürfnissen und Defizit-Erfahrungen Realität und Bedeutung zu verleihen. – Eine Beziehung, in der Emotionen und Sinnggebung stattfinden, vermag auch Sinn- und Gefühlswahrnehmung für das Erleben außerhalb zu aktualisieren.
- Im Beratungsgespräch gelingt es auch, die in der Universität gegebene soziale Infrastruktur lebendig werden zu lassen. Die Hochschule wird für Julian als sozialer Raum vorstellbar. Erst im Gespräch mit der Beraterin, in ihrer Beschreibung des Hochschullebens kann Julian wahrnehmen, dass das in den Broschüren und Wandzeitungen angekündigte ihn persönlich etwas angeht, dass es lebensweltliche Züge haben kann.
- Julian eignet sich dann im Weiteren „seine“ Lebenswelt aktiv an. Dazu sind mehrere Schritte erforderlich – Schritte, die sich als generell notwendig für die Herstellung von Lebenswelt lesen lassen: Vergegenwärtigung wichtiger Aktivitäten in seinem früheren Alltag, Suche nach Anknüpfungspunkten dafür in der neuen Umgebung, Erleben/ Erfahren von kulturellen Angeboten am Hochschulort, Verarbeiten der Ambiva-

⁸ Diese Erfahrung gilt vermutlich für jede Bewegung in einen neuen, noch unbekanntem sozialen Raum. Um sich überhaupt orientieren zu können, werden Kontinuitäten der bisherigen Lebenswelten weitergeführt. Wenn sich dafür keine Anschlussmöglichkeiten in der neuen sozialen Umgebung finden lassen, wird Leere, nicht Differenz erlebt. Die von Arbeitsmigranten häufig formulierte soziale „Kälte“ der „westlichen“ Gesellschaft erscheint auf diesem Hintergrund in einem neuen Licht. Vielleicht sind individualisierte Gesellschaften wirklich „kälter“ als solche, die sich stärker auf Familie/Sippe stützen. Vielleicht aber wird soziale „Wärme“ auch nur jeweils anders hergestellt.

⁹ Dieser ursprünglich als Titel eines Buches zu Individualisierungsprozessen gewählte Begriff (vgl. Beck, Ulrich (1994) (Hrsg.): Riskante Freiheiten – Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp) hat sich inzwischen auch in rechtswissenschaftlichen und ökologischen Debatten als Schlagwort zur Skizzierung aktuelle Herausforderungen etabliert.

lenz von Verlust/ Neuanfang, bewusste Nutzung bisher erfolgreicher Formen der Beziehungsanknüpfung, emotionale und symbolische Besetzung lebensweltlicher Aktivitäten am Hochschulort, Entwickeln von Gewohnheiten ...

Und was leistet Beratung in diesem Prozess? In dem hier vorgestellten Beratungsprozess ist die Beratungsbeziehung der Raum, in dem die emotionale und symbolische Besetzung von Tätigkeiten und Orten thematisiert, gelöst und neu aufgebaut werden kann. Die Vernetzung der einzelnen Person mit den Ressourcen der neuen sozialen Umwelt wird im Beratungsgespräch zunächst in einer Konstellation – der Beratungsbeziehung – hergestellt; hierzu bedarf es von Seiten der Beraterin der Etablierung einer verbindlichen, die individuelle Person wertschätzenden Gesprächskultur sowie der Empathie für die Situation des Studierenden. Auf dieser Grundlage lässt sich der lebensweltliche Bezug dann für den Sozialraum Hochschule virtuell ausbauen – mit Hilfe von „Ortkenntnis“¹⁰ und verständnisvoller Begleitung des Studenten bei seinen zögerlichen und kritischen Schritten in die sozialen Netzwerke. Dieser Vernetzungsprozess hat den Charakter einer aktiven, Energie kostenden Umarbeitung einer gegebenen sozialen Umwelt in eine individuell gestaltete Lebenswelt. Er benötigt Abschied von bisherigen Selbstverständlichkeiten, die Entwicklung persönlicher Optionen und deren Erprobung, das Verwerfen von einmal getroffenen Entscheidungen, die Entwicklung eigener Gewohnheiten im universitären Alltag und die emotionale Besetzung von neuen Orten und Tätigkeiten.

¹⁰ Zum theoretischen Hintergrund dieser Kategorie s. Großmaß (2000) Psychische Krisen und sozialer Raum. Tübingen: dgvt, 85-112; 228-235